Wohlthun trägt Zinsen.

Humoreske von Roda = Roda.

Ob der am Altar geschworene Eid der ewigen Liebe und Treue eine Frau verpflichtet, ihren Mann jedesmal am Bahnhofe zu erwarten, wenn er von einer Reise heimkehrt, ist strittig. Kommt der Mann aber gar mit dem Eilzuge 5 Uhr 4 Minuten Morgens am 16. Dezember, dann vereinfacht sich die Antwort für jeden humanen Menschen: nein, da braucht die Frau ihn nicht zu erwarten.

Und trotzdem schritt ich an jenem denkwürdigen 16. Dezember bei stockfinsterer Nacht allein und frierend über die Kettenbrücke zum Westbahnhofe. Unter der Brücke murmelte der Fluß, der Schnee knirschte — sonst kein Laut. Mein Schatten folgte mir in lebhaftem Wandel von Laterne zu Laterne, verdoppelte sich und verschwand, um verzerrt wieder aufzutauchen. Alles todtenstill. Nicht einmal die Polizisten am Brückenkopf regten sich.

Auf dem Albrechtsplatz ließ mich ein leises Geräusch aufschauen. Es klang wie ein Schluchzen. Als ich mich verwundert umsah, rührte sich etwas im Schatten eines Hausthores. Ein kleiner Junge war's.

„Was machst Du hier?" fragte ich erstaunt.

Keine Antwort.

Erst auf mein Drängen begann der Junge in der plappernden Art aufgeweckter Großstadtkinder, aber zähneklappernd vor Kälte: er erwarte den ersten elektrischen Wagen, der komme um sechs Uhr.

„Und wohin willst Du fahren?"

„Nirgends hin. Ich will mich vor ihn werfen."

„Ums Himmels willen, Kind! Was werden Deine Eltern sagen?"

„Eltern habe ich keine."

„Weder Vater noch Mutter?"

„Weder Vater noch Mutter."

„Wo wohnst Du denn?"

„Hier." Er wies mit zitterndem Finger nach der Thürschwelle.

„Immer?"

„Manchmal auch auf dem Holzplatz von Meyer und Co."

„Höre, mein Junge, Du mußt mit mir kommen."

„Mag nicht," sagte er, „ich werfe mich vor die Elektrische."

„Was fällt Dir ein? Das darfst Du nicht, das ist Unverstand und Unrecht. Du kommst mit mir und schläfst in einem warmen Zimmer. Du kriegst zu essen, und wenn Du satt und munter bist, wollen wir sehen, was sich weiter für Dich thun läßt."

Ich packte ihn, ohne weitere Worte zu verlieren, an der Hand und zog ihn mit mir nach Hause.

Mein Mann kam, aber ich sagte ihm noch nichts von meinem eigenthümlichen Abenteuer. Er wunderte sich bloß, mich wachend anzutreffen, dann legte er sich schlafen.

Während er ruhte, speiste und wusch ich meinen kleinen Findling und brachte ihn zu Bett; und als es Tag wurde, ging ich Kleider für den kleinen Peter kaufen. Dann erst stellte ich ihn meinem Manne vor.

„Julius, wir haben uns immer einen Buben gewünscht. Sieh her, jetzt schneit uns das Schicksal gleich einen ganz großen in's Haus."

Peter küßte dem „Papa" artig die Hand, und damit war er in die Familie aufgenommen. Ich athmete erleichtert auf, als mein Mann so ohne weiteres dareinwilligte.

Hinterher stiegen meinem Manne freilich allerlei Bedenken auf. Wenigstens anmelden müßten wir den Knaben. — Also that ich es — schriftlich in dieStadthauptmannschaft. Darauf bekam ich für den 19. Dezember eine Vorladung aufs Amt und ging mit Peter hin. Zwei Stunden mußte ich in einer dunklen Stube warten, bis man mich rief: „Frau v. Belers!"

Der Beamte fragte mich nach dem Hergange der Sache. Dann mußte Peter erzählen. Er sagte aus, was ich schon wußte: daß er eine Waise sei und seinen Geburtsort und Familiennamen nicht wisse, daß er allezeit imAusthore auf dem Albrechtsplatz übernachtet habe oder auf dem Holzplatze von Meyer und Co. In die Schule sei er nie gegangen.

Der Beamte schnupfte, nieste, legte Kohlen in den Ofen, schrieb eine Stunde lang, sprach mit dem Amtsdiener und fünf anderen Dienern, las das Geschriebene vor, schrieb wieder eine Stunde lang und las von Anfang an vor, hieß mich alles unterschreiben und entließ mich endlich.

Für den 21. Dezember bekam ich wieder eine Vorladung. Diesmal mußte ich nur anderthalb Stunden, dann aber verlagte der Beamte das Hinfahren, weil ich Petern nicht mitbrachte. Er bestellte mich für den 23. wieder.

Am 23. ging es mir genau so wie am 19.

Auch den 27. Dezember brachte ich auf das Amte zu. Spät am Abend sollte Peter einer Anzahl von Personen gegenübergestellt werden, die Kinder des Alters seit Jahren vermißten. Da aber eine halbblinde Gemüsehändlerin erklärte, bei dieser Beleuchtung sie nichts mehr zu sehen, wurde die Schlichte auf den 3. Januar vertagt. Dabei stellte sich aber heraus, daß die Gemüsehändlerin nicht einen Knaben, sondern ein Mädchen vermisse — und zwar seit dreiundzwanzig Jahren.

Mich am 7. Januar wurde ich bestellt, man sagte mir aber schon um 11 Uhr Vormittags, daß mein Name irrthümlich und gewohnheitsmäßig auf die Liste der zu Vernehmenden gekommen wäre. Ich durfte also wieder gehen.

Peter war nur einen Monat bei mir. Er fühlte sich recht heimisch, faßte ungemein leicht auf und lernte spielend lesen und schreiben. Das war aber auch die einzige Freude, die ich an dem Jungen hatte, denn er ärgerte mich sonst den ganzen lieben Tag. Er aß, was er nicht essen sollte: Rosinen aus dem rohen Kuchen, das Fleisch lange vor dem Anrichten, die Marmelade aus der Speisekammer. Er malte Figuren an den Salontapeten und schnitt Bilder aus den illustrirten Klassikern. Er schlug mit bewundernswerthem Eifer Purzelbäume vom Plüschsopha auf den Blumentisch, riß dem armen Kanarienvogel Federn aus dem Schwanz und stellte meines Mannes Galoschen in die heiße Bratröhre, wo sie mit fürchterlichem Geruch verbrannten. Er guckte uns das Verfahren am Telephon ab und bestellte eines Tages die Dampfspritze vor's Haus, weil's bei mir brenne.

Noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar wurde ich zweimal interviewt. Ich gab dabei eine schlichte Darstellung des Sachverhalts. Die „Morgenpresse" ließ sich's natürlich nicht entgehen, den „Neuesten Neuigkeiten" eins am Zeuge zu flicken und nahm sich meiner warm an. Das „Tägliche Journal" faßte die Angelegenheit an einem anderen Zipfel und suchte die „Neuigkeiten" durch genauere Einzelheiten zu überbieten. Die Angaben, die ich „einem bekannten hiesigen Schundblatte", dem Redakteur der „Morgenpresse" gemacht, seien von A bis Z erlogen.

In dem Prozesse, den ich deswegen gegen die Zeitung anstrengte, wurde ich am 7. Februar kostenpflichtig abgewiesen.

Am 29. kam Dr. Loser vom „Wochenblatt" zu mir, und zwei Stunden später bemerkte ich den Abgang meiner Uhr. Als ich deswegen zum Doktor Loser schickte, erklärte er, nie bei mir gewesen zu sein; ich zeigte ihn wegen Diebstahls an, er mich wegen der Beleidigung.

Die Diebstahlsangelegenheit wurde verhandelt, und ich am 13. Februar als Zeugin vorgeladen. Der Doktor trug einen rothen Vollbart, der ihm unmöglich seit vierzehn Tagen gewachsen sein konnte. Der Mann, der als Doktor Loser meine Uhr gestohlen hatte, war bartlos gewesen. Es erfolgte eine Verurtheilung wegen Ehrenbeleidigung — erster Rückfall — zu fünfhundert Kronen Geldstrafe.

Als ich um diese Zeit einen Damenkaffee geben wollte, ließen alle Bekannten absagen. Frau Regierungsrath Dauscher bat mich, ihr Haus vorläufig durch keinen Besuch zu beehren, da sie umziehe — wohin, wisse sie noch nicht.

Peter aß also die für den Damenkaffee vorbereiteten Torten auf und lag bis zum 28. Februar krank im Bett. — Am 1. März stand er auf und schien munter. An demselben Tage war ein Polizist bei mir, und als er wieder ging, fehlte mir die neue Uhr, die ich mir statt der von dem angeblichen Doktor Loser gestohlenen gekauft hatte. — Am 2. März wollte ich eben Anzeige gegen den Polizisten machen, den ich wohl kannte (ich kannte schon die ganze Polizei), als ich Petern vermißte. Er kam erst nach einer Stunde. Mein Mann nahm ihn ins Verhör, und als er nicht gestehen wollte, wo er gewesen, durchsuchte er Peters Taschen. Sie enthielten: ein Pfund Bonbons, sechs Pfeifen verschiedener Größe, meines Mannes lange vermißtes Taschenmesser, ein Geldtäschchen, dessen wegen ich mein Stubenmädchen entlassen hatte, einen Korkzieher mit einem Dutzend gebrauchter Korke, einen halben Kilometer Bindfaden und etwa zwanzig Stücken unterschiedlicher Länge, siebenundzwanzig Kronen baar und einen — Versatzschein über eine goldene Uhr.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Ich dankte Gott, daß ich den Schutzmann nicht verklagt hatte, ich wäre wegen Amtsehrenbeleidigung im zweiten Rückfalle ohne Gnade ins Gefängniß gekommen.

Mein Mann wollte Petern lynchen, was ich, nur aus Angst vor einem neuerlichen Konflikt mit dem Gesetze, verhinderte. Auch bläuen sollte er Petern nicht, das besorgte ich selber, um mir die Seele zu erleichtern.

Dann zogen wir uns zu einer Berathung zurück. Mein Mann wollte Petern einfach vor die Thür setzen. Ich gabs durchaus nicht zu. Es kam zu einem heftigen Zwist zwischen uns, dem ersten seit zehn Jahren. — Bis zum 5. März sprachen wir nicht miteinander. — Am 6. März endlich fand ich das erlösende Wort. Mir fiel ein, daß wir Petern dorthin stecken könnten, wohin er von Rechts wegen gehörte: ins Waisenhaus. Mein Mann war einverstanden und küßte mich zärtlich.

Die Zeit meiner Abwesenheit benützte Peter dazu, ein Bild meines Großvaters zu verkaufen, Hausmeisters Aelteste am Auge zu verletzen und den weißen Pudel aus dem zweiten Stocke zu theeren und zu federn. — „Er sieht ja doch ganz so aus wie früher auch," sagte er unschuldsvoll, als man ihn zur Rede stellte. — Das Ende vom Liede war, daß der Wirth mir die Wohnung kündigte.

Der Beisitzer des Waisenraths empfing mich ungemein freundlich und wollte den Hergang haarklein geschildert haben. Ich sah nach der Uhr. Sie zeigte auf neun. Ich fragte den Herrn Beisitzer, wie lange er Zeit habe. Bis zum Mittag, sagte er. Dann wolle ich gar nicht anfangen, sprach ich. Also bestellte er mich für Donnerstag wieder.

Ich kam Donnerstag Morgens um sieben Uhr und blieb bis zum Abend. Der erste Beisitzer wollte immer noch nähere Angaben, ließ die Lampe bringen und nöthigte mich, zu bleiben. Um Mitternacht sagte er: „Ist das nun alles, oder haben Sie sonst noch etwas anzuführen?"

„Nun gut," erwiderte er. „Ich sehe vollkommen klar in der Sache. Nur eines ist mir unbegreiflich. Warum haben Sie sich nicht gleich bei der Auffindung des Knaben mit der Stelle in Verbindung gesetzt, vor welche die Sache von Natur aus gehört?"

„Und die wäre?"

„Nun — doch die Stadthauptmannschaft."

Ich seufzte und empfahl mich mit dem Versprechen, am nächsten Donnerstag wieder kommen zu wollen, um dem Herrn die Angelegenheit noch einmal von Anfang an zu schildern.

Am nächsten Donnerstag kam ich also wieder. Als ich zu dem Punkt vom Meyer'schen Holzplatz kam, brach der Herr Beisitzer kurz ab und rief: „Aber, aber, gnädige Frau! Die Holzplatz-Angelegenheiten gehören doch nicht vor den Waisenrath, sondern zum städtischen Bauamt.

Und weg war er.

Wenn er aber gemeint hatte, mich auf so leichte Art los geworden zu sein, irrte er gewaltig.

Ich faßte den zweiten Beisitzer ab, beschrieb ihm in kurzen Worten meine Erlebnisse, Irrfahrten und Leiden und brachte zuwege, daß er bis zum Verschwinden der zweiten goldenen Uhr aushielt. Da versuchte er mich abzuschütteln. Er rief: „Aber, aber, gnädige Frau, Diebstähle gehören .." und so weiter. Aber ich ließ mich nicht verblüffen. Ich machte kurz kehrt, schrieb zu Hause einen deutlichen Artikel über die Sache und brachte das Ganze in die Zeitung.

Das wirkte.

Der Minister ließ mich rufen. Ich stellte ihm vor, daß ich doch unmöglich verpflichtet sein könne, einen wildfremden Jungen, blos weil ich ihn zufällig auf der Straße aufgelesen, zu behalten, ob er nun Papiere habe oder nicht.

Mitte April kam Peter in ein Waisenhaus.

Es war auch die höchste Zeit. Er hatte uns die ganze Zimmereinrichtung verdorben, alles verschleppt, was nicht niet- und nagelfest war, und unsagbaren Unfug sonst noch getrieben.

Als Peter vierzehn Tage im Waisenhaus gewesen, kam er plötzlich wieder. Man habe ihn zurückgeschickt. Gewitzigt, wie ich nun schon war, glaubte ich ihm natürlich keine Silbe. Ich forderte ihn auf, nur ruhig dazubleiben; indessen telephonirte mein Mann an die Direktion des Waisenhauses. Bald genug erschien ein Abgesandter von dort in der Thür. Als Peter seiner ansichtig wurde, sprang er auf und lief schnurstracks davon.

Einen Tag und eine Nacht war und blieb Peter verschwunden. Ich fürchtete schon, er habe sich ein Leid angethan.

Alle Aufregungen der letzten Monate wurden aber noch bedeutend überboten, als eine stämmige Wäscherin bei mir eintrat, mich von Kopf bis zu Füßen maß und mich dann anschrie: „Also Sie sind die Kindesräuberin, die einer armen Mutter das Kind wegnimmt und fünf Monate behält?"

Ach, der gute Peter hieß gar nicht Peter, wie es sich gar bald erwies, sondern Franz. Er war auch gar kein Waisenknabe, sondern der Sohn der Wäscherin Anna Finkenschlag, Neugasse 13.

Ich danke dieser angeblichen Waise Peter den Verlust meiner Unbescholtenheit (zwei Verurtheilungen wegen Ehrenbeleidigung), den Verlust zweier Uhren sowie des Oelporträts meines Großvaters.

Dagegen danke ich ihm meine Lokalberühmtheit (die Leute zeigen mit Fingern auf mich), meine eingehende Bekanntschaft mit sämmtlichen Aemtern und Gerichten der Stadt, den Verlust mehrerer Freundinnen (darunter Frau Regierungsrath Dauscher) und den Besitz eines Blumentischchens, das mir die Firma Meyer & Co. unlängst zum Dank für die wirksame Reklame verehrte.

Ja, Wohlthun trägt Zinsen.

In der Oper.

„Hatten Sie sich das letzte Mal gut unterhalten in der Oper, Herr Kommerzienrath?"

„Nein, ich habe nichts gehört."

„Weshalb nicht?"

„Vor mir saßen zwei Damen, die den ganzen Abend davon schwatzten, wie sehr sie die Musik lieben."

Zweideutig.

„Als ich meinem Bräutigam mittheilte, wieviel Mitgift ich bekäme, sagte er: „Wenn es sich um Dich handelt, ist mir nichts zu viel!"

„Was soll ich nun davon halten?"

Die Krabbenfängerin.

Novellette von Guy de la Miode.
Uebertragung von Math. Beck.

Mit ihren Möwenaugen das Halbdunkel des Speichers durchbohrend, stolperte die alte Julotte tastend umher und durchsuchte das Durcheinander von alten Tauenden, zerbrochenen Fischreusen, zerrissenen Netzen und wurmstichigen Stangen, an denen noch der Seetang hing. Ihre rissigen Hände zogen die alten Netze hervor, auf denen sich ein grünlicher Staub festgesetzt hatte, und prüften sie aufmerksam. Aergerlich warf sie sie dann wieder hin und murmelte zwischen den zwei einzigen Schneidezähnen, die ihr geblieben waren:

„Ganz wie ich! Sie machen nicht mehr mit."

Schließlich wurde es die Alte überdrüssig, in dem Chaos unbrauchbar gewordener Fischergeräthschaften herumzuwühlen, aus dem ihr nur die Vergangenheit entgegenwehte und das ihr die Kehle mit trockenem Staube füllte. Auch von den Ratten angefressene Lappen, Fetzen alter Kleider lagen zwischen dem Gerümpel umher und hingen sich an ihre Füße.

Ja, ja, das waren die Ueberreste einer Matrosenjacke von Julot, ihrem Manne, der bei dem Schiffbruch der Goelette Espoir ertrank. Das dort die Mütze ihres Aeltesten, der im Krankenhaus von Saint-Pierre gestorben war. Und dieses zerlumpte, gestrickte Wamms? Das hatte ihrem Jüngsten gehört. Als Schiffsjunge war er eines Tages nach Island gefahren und nie mehr zurückgekehrt!

Einen nach dem anderen hatte ihr die See genommen, erst den Mann, dann die beiden Kinder. Nur Simon war ihr noch geblieben, und für ihn suchte sie in diesem Augenblick nach einem Netz, das sich vielleicht noch einmal ausbessern ließe. Am Abend vorher hatte ein Sturmwind über die Küste gefegt. Wüthend waren die Wogen gegen die steil abfallenden Felsen geprallt. Simon hatte sich nicht zur rechten Zeit in den Hafen flüchten können; sein Boot war gekentert. Ein Wunder, daß das Rettungsboot ihn und seine zwei Leute noch hatte aufnehmen können.

Was sollte jetzt aus ihrem Jungen werden? Würde er sich einem anderen verdingen und für ihn die Netze aus dem Wasser ziehen? Würde der Tagelohn ausreichen, seine Frau und fünf Kinder zu ernähren? Ohne den Beistand von Julotte, deren kleines Wirthshaus am Ende der Mole in der schönen Jahreszeit manchen Groschen abwarf, wären die Kleinen so schon längst verhungert.

Als sie wieder der Treppe zuschritt, stieß ihr Fuß an etwas Hartes: ein Bilderrahmen, in dem ein verstaubtes Bild steckte.

Sie bückt sich, sucht in der Erinnerung.

Ach ja, jetzt fällt es ihr ein. Fast ein halbes Jahrhundert war es her, daß das Bild auf den Speicher verbannt worden war wegen Julots Eifersucht. Wenn man es hübsch reinigte, konnte man es vielleicht drunten in der großen Stube aufhängen, wo es den Gästen gefallen würde. Der Gedanke war nicht übel.

Das Bild stellt eine normanische Küste dar. Es ist Ebbe; im Vordergrund steht eine junge Krabbenfängerin, die Kiepe auf dem Rücken, die nackten Füße in dem silberigen Naß der heranrollenden Wogen. Im Hintergrunde sieht man Segelschiffe und Barken auf einem leuchtenden Meer, wie es für den Fischfang günstig ist.

Nachdem sie vom Speicher herabgestiegen ist, reibt Julotte, an der Schwelle ihrer Schenke sitzend, mit einem Stückchen Flanell den Staub ab, der sich auf der Leinwand und in den Ecken des Rahmens festgesetzt hat. ... Nein, welcher Staub!

Doch bald muß sie ihre Arbeit einstellen: am Ende des Hafendammes taucht ein Greis auf. Es ist der wunderliche alte Herr, der seit drei Wochen regelmäßig jeden Tag Punkt 9 Uhr eine Tasse Milch in ihrer kleinen Wirthschaft trinkt. Sein Gesicht verräth den Siebzigjährigen, aber sein Körper unter dem schwarzen Gehrock, auf dessen Kragen ein rothes Stückchen Band leuchtet, ist noch ungebeugt und hat seine Haltung bewahrt.

„Guten Tag, Madame."

„Guten Tag, M'sieur," antwortet Julotte und stellt ihm seine Tasse auf ein kleines Tischchen.

Der Herr thut einen Schluck, dann beugt er sich vor und sucht den Namen unten auf dem Gemälde zu entziffern, das Julotte zur Reinigung wieder vorgenommen hat. Plötzlich erhellen sich seine Augen, und mit zitternden Lippen fragt er:

„Gehört das Bild Ihnen, Madame?"

„Ja, M'sieur. Es hat seine fünfzig Jahre auf dem Speicher gelegen. Ein Unglück gab den Anlaß, daß ich es dort wieder aufstöberte... Das Boot von Simon, meinem Sohne, hat gestern Schiffbruch gelitten. Jetzt steht er da, arm wie eine Kirchenmaus, wie man so sagt ... kein Netz, keinen Sou, alles ist hin!"

„Es würde mich interessiren, Madame, zu hören, wie das Bild in Ihren Besitz kam."

„Oh, das können Sie erfahren. Die Melie, meine Großmutter, hatte damals diese Wirthschaft ... ich wurde nämlich gleich nach meiner Geburt Waise und wohnte bei ihr. In der schönen Jahreszeit nahm sie ein paar Gäste ins Haus ... damals war aber Beauport noch nicht, was es heute ist. Am Strande stand noch kein Küstentelegraph, und all die Villen und Hotels dort gab es noch nicht ... 's war drum in der Welt nicht weniger schön, nur für die Bequemlichkeit war nicht so gut gesorgt... Also eines Morgens kommt da ein junger Mann, der so 25 Jahre zählen mochte. Wir nannten ihn M'sieur Rene. Er malte von Morgens bis Abends; man sah ihn immer am Strande ... und hinter mir her, denn er war in mich verliebt, und er verbarg es nicht."

„Ah!"

„Das scheint Ihnen wohl komisch, jetzt, wo ich eine Nase habe wie ein Wellenbrecher und ein ausgedörrtes Gesicht wie eine alte Baumrinde. Doch damals hatte ich Farbe in den Wangen, meine Haut war rein und weiß und meine Augen so schwarz, daß sich alle Offiziere und Matrosen nach mir umdrehten, wenn sie in unser Fischerdorf kamen... Zum Beweis schauen Sie her, M'sieur: diese Krabbenfängerin, die Sie da sehen .. da auf dem Bilde, das bin ich, wie mich M'sieur Rene gemalt hat."

„Fühlten Sie Liebe für ihn?"

„Weit davon war ich nicht. Er war so sanft und gut, und so nett sah er immer aus, wie ein kleiner Heiland.... Doch das Jahr vorher hatte ich mich dem Julot versprochen, und wenn man ehrlich ist, hält man sein Wort."

„Das erklärt mir noch nicht, wie das Bild in Ihren Besitz kam?"

„Ja, ja. Bei seiner Abreise hat es uns M'sieur Rene dagelassen ... weil er uns noch ein paar Thaler schuldete. Er war nicht reich, der Gute. Er lebte fast nur von der Hoffnung. ... Ich erinnere mich seiner Abreise noch wie heute. Er fragte, ob er mich küssen dürfe, und als seine Lippen meine Stirne berührten, rollte mir eine heiße Thräne über die Wange..."

Eine Minute lang schwiegen beide, dann fragte der alte Herr:

„Und weshalb verbannten Sie das Bild auf den Speicher?"

„Julot wollte es. Nachdem wir einmal verheirathet waren, setzte man ihm allerlei in den Kopf wegen des M'sieur Rene. Er war so eifersüchtig, mein armer Mann! Drum um des lieben Friedens willen that ich das Bild weg."

„Aber wissen Sie denn, daß Sie damit ein kleines Vermögen haben im Verborgenen schlafen lassen?"

„Heilige Jungfrau! Ein kleines Vermögen?"

„Sicherlich. Heute Abend kehre ich nach Paris zurück. Wenn Sie mir das Bild anvertrauen, will ich versuchen, es vortheilhaft zu verkaufen."

„Nehmen Sie es mit, mein guter Herr. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Wenn Sie es losschlagen können, soll mir's recht sein, und wären es nur zehn Pistolen, so würde das meinem armen Sohn aus der Verlegenheit helfen."

* * *

Drei Tage später kam Simon schelten in die Wirthschaft seiner Mutter. Er war bei einem anderen Fischer in Dienst getreten, aber bei der stürmischen See sah es mit dem Fischfang schlecht aus.

„Schenk mir einen Bittern ein, Mutter," sagte er mit dumpfer Stimme. „Damit schlägt man am besten die Zeit todt, bis man selber drauf geht."

Betrübt ging Julotte ans Büfett, wo die Liköre standen. Da trat der Briefträger ein und überreichte ihr einen dicken Werthbrief.

„Sie haben wohl eine Erbschaft gemacht, Madame Julotte?" lachte er.

Sie verstand ihn nicht. Ihr Blick haftete starr und verwirrt auf dem geheimnißvollen Umschlag mit den fünf Siegeln. Ihre zitternde Hand setzte eine unleserliche Unterschrift auf den Schein des Briefträgers. Nachdem dieser die Stube verlassen hatte, stammelte sie:

„Mach ihn doch auf, Simon, und sieh, was drinnen ist."

Der Fischer erbrach den Umschlag.

„Banknoten!"

Und mit einer Stimme, die schließlich fast versagte, las er:

Liebe Frau Julotte!

Ich hatte die kleine Schuld, die ich vor nun bald fünfzig Jahren in Ihrem Gasthaus machte, gänzlich vergessen, und ich beeile mich, sie einzulösen. Anbei finden Sie zehntausend Franken in Banknoten, die Summe, auf die ich den Handelswerth des Bildes schätze, das Sie mir überlassen haben. Jetzt bleibt mir nur noch, Ihnen zu danken für die tiefe Rührung, in die Sie mein Herz versetzten, indem Sie die Erinnerung an jene reine Jugendliebe in mir wach riefen, die ich für die liebe Krabbenfängerin von einst empfand.

Seien Sie versichert, daß ich diese köstliche, durch das Alter geheiligte Erinnerung wie einen Schatz in mir bewahre.

Ihr dankbarer Rene D...
Mitglied der Akademie.

Der moderne Mensch.

Gast: „Was hat denn der Herr am Nebentisch für eine Menge Flaschen vor sich?"

Kellnerin: „Das sind alles Extra Tie, die er dem Essen zusetzen muß."

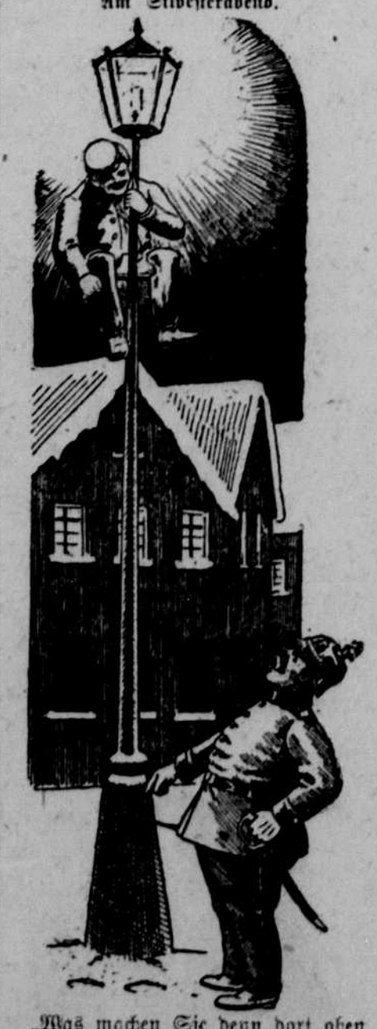
Auch ein unterbrochenes Konzert.

Im Konzertsaal ist's, in Münster; auf dem Podium steht die gefeierte Sängerin, das vielhundertköpfige Publikum lauscht andachtsvoll ihrem Gesang. Amalia Joachim singt Schubert's „Suleika". Weltentrückt steht sie da, tief empfindend Wort und Melodie. Wie von Sehnsucht getragen, im schmelzenden piano kommt's von ihren Lippen „Deine Liebe sei mein Leben", lautlose Stille im ganzen Saale — plötzlich markerschütternd aus den ersten Reihen ein dröhnendes „Hazzi!" — Zusammen zuckt die Sängerin, hält ein, wie entgeistert starrt sie in die Menge — von Neuem beginnt sie — dann aber läßt sie die Noten sinken, aus ihrem Munde tönt ein klangvolles Lachen, sie ruft: Ich kann nicht, kann wirklich nicht! — Schon ist die Sängerin im Begriff, sich zurückzuziehen, da springt ihr im Konzert anwesender Gatte auf die Tribüne, setzt sich an den Flügel, beginnt Mendelssohn's ansprechendes kleines Lied „Leise zieht durch mein Gemüth". Amalia Joachim setzt ein und singt, singt, wie ich niemals wieder habe ein Lied singen hören. Tosender Beifallssturm lohnt die Sängerin, sie aber verneigt sich mit lieblichem Lächeln. Die Erinnerung an den grotesken Zwischenfall war damit gründlich ausgelöscht.

Was braucht der Maurer zum Haus bauen?

Diese schwierige Frage ist, wie geschrieben wird, in einem Dörfchen bei Haag von einem Kinde spielend gelöst worden. Auf die Frage des Lehrers: „Was wohl der Maurer am nothwendigsten zum Bauen eines Hauses braucht?", wußte ein dickbackiges, kugelrundes Mädel, die Kleinste der ganzen Schule, die schnellste und erste Antwort: „A Bier".

Am Silvesterabend.



„Was machen Sie denn dort oben, he?"

„Ich sitze auf der erhabenen Zinne der Zeit und erwarte den Anbruch des neuen Jahres!"

Der schwerhörige Chef.

Beamter: „Ich habe die Ehre!"

Chef: „Sie haben jeden Tag was anderes!"